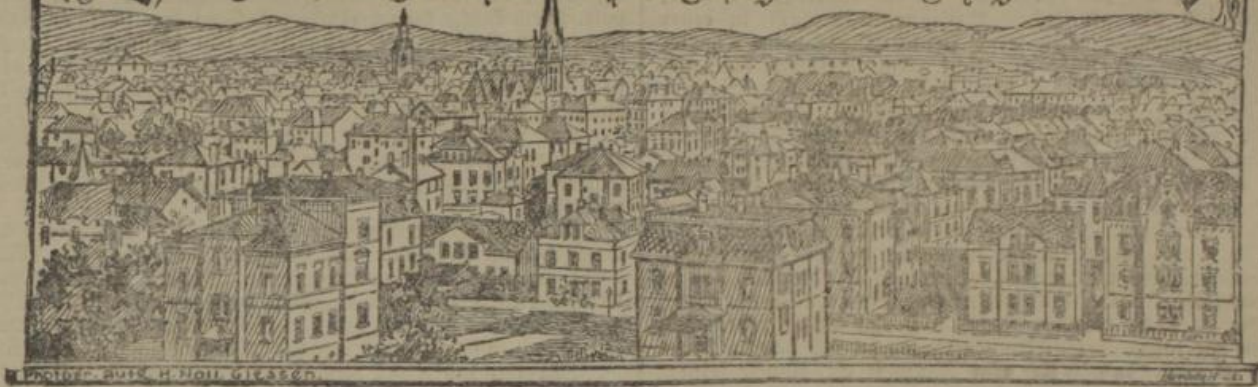


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Im Inspektorhause brannte auch ein Lichterbaum. Hedwig kam endlich aus dem Herrenhause herüber und fand sich reich beschenkt. Thomas Hauschild, der die Feiertage in seiner Heimat verbrachte, hatte eine kleine, zierliche Bernsteinbroche unter den Baum gelegt. Aber Hedwig sah sie kaum an.

„Sted sie doch an!“ mahnte August Knorred.

Hedwig gehorchte und vergaß ganz, das Schmuckstück wieder abzulegen. Im ganzen war die Stimmung etwas gedrückt. August Knorred dachte an die Treibjagd, zu der die Hälfte der Schützen noch immer fehlte. Frau Knorred schaute verstoßen zu Hedwig hinüber, um sie unbemerkt beobachten zu können, und Hedwig saß in tiefes Sinnen versunken da und schwieg.

Da schlug plötzlich Waldmann an, im Hausflur ertönten starke Tritte, und in der Tür stand Hugo, der Zeitungsmann.

Das gab eine Überraschung! Frau Knorred blieb vor Freude für ein paar Augenblicke die Luft weg. Hedwig fiel ihm um den Hals und half ihm den schweren Koffer hereintragen. Er war mit einer Kumpeldroschke von Burotschin herübergekommen, hatte einen starken Hunger und noch mehr Durst, und die Mutter eilte sofort in die Küche. Im Hui! war der Tisch gedeckt. Hugo legte den schönen Winterpelz ab, der Frau Knorreds höchstes Erstaunen erregte. Und sein nobler Anzug brachte sie vollends aus dem Häuschen.

„Hugo!“ rief sie außer sich. „Das hast du dir alles allein angeschafft?“

„Kunststück!“ lachte er selbstgewußt. „Ich verdiene ungefähr doppelt so viel wie Vater!“

„Mit dem Zeitungschreiben!“ rief die Mutter und schlug entsetzt die Hände zusammen. „Wie ist das möglich?“

„Wenn das nur nicht aufgeschnitten ist!“ knurrte der Vater.

„Bad mal den Koffer aus!“ sprach Hugo zu Hedwig und begann sich mit den guten Sachen zu beschäftigen, die auf dem Tische standen. „Hier ist der Schlüssel. Es ist für jeden war dein.“

Hedwig schloß auf, und drei Pakete fielen heraus. Das größte, das für Vater bestimmt war, enthielt die Nummern der Zeitung, in denen Hugos größere Artikel standen. Sie waren blau angestrichen. Dabei lag ein Blatt, auf dem vermerkt war, daß August Knorred, Outsinspektor in Britzlawe, für die Folge die Zeitung gratis zugeschickt bekommen würde.

„Ist das die Zeitung, bei der du schreibst?“ fragte der

Vater und legte die Blätter beiseite, um sie morgen eingehend zu studieren, denn bei Lampenlicht las er nicht gerne. Hugo nickte nur, weil er den Mund voll hatte.

Die Mutter bekam einen großen Fetzen schweren Seidenzeugs für ein Staatskleid. Sie wußte sich vor Überraschung nicht zu fassen. August Knorred knurrte anerkennend. Hedwig bekam ein Duzend feine Glacéhandschuhe.

„Die kannst du doch nicht brauchen!“ meinte der Vater.

„Hier nicht!“ pflichtete ihm Hugo bei. „Aber in Berlin, wenn du mich besuchen kommst. Ich hab schon schön mit dir herumgeprahlt.“

„Dummheit!“ gab der Vater zurück. „Sie hat hier genug zu tun!“

Endlich hatte Hedwig die drei Flaschen Sekt gefunden, die Hugo von Berlin mitgeschleppt hatte.

Und Hugo wurde nun ausgefragt. Er legte sich vornehm in den Stuhl zurück, spielte mit der wohlgepflegten Hand auf der Lehne und gab Audienz.

Er hatte Glück gehabt, brauchte nicht mehr den Tagesbericht zu redigieren, sondern bemühte sich auf allen journalistischen Gebieten mit gleicher Geschicklichkeit. Er schrieb kräftige Leitartikel, politische Wochenübersichten und betätigte sich auch im Feuilleton. Er sprach sehr bedeutungsvoll und sehr überlegen. Frau Knorred war bald geneigt, ihn für ein höheres Wesen zu halten. Hedwig hörte schweigend zu.

Der Vater aber knurrte nur zuweilen, ob zustimmend oder abweisend, konnte man nicht erkennen. Aber er gedachte sich morgen seinen Erstgeborenen herzzunehmen und ihm wegen des Studierens den Kopf zurechtzusetzen. Fest, am heiligen Abend, wollte er sich damit die Laune nicht verderben.

„Hugo, du bist ja verlobt!“ rief plötzlich die Mutter und deutete auf den Ring, der ihm an der linken Hand saß.

„Kawohl!“ antwortete er herablassend. „Gestern hab ich mich verlobt und im Sommer werden wir Hochzeit machen.“

Die Mutter überschüttete ihn mit einer Flut von Fragen nach seiner Auserwählten.

„Ihr werdet sie ja kennen lernen!“ lächelte Hugo generös. „Auf den Hochzeitsklimbim verzichten wir. Aber auf unserer Hochzeitsreise kommen wir hier durch mit unserm Automobil.“

„Automobil!“ wiederholte die Mutter tonlos. „Ist sie denn so reich?“

„Es geht an!“ gab Hugo zu. „Sie ist nämlich Witwe, aber erst achtundzwanzig. Ich hab sie ganz zufällig kennen gelernt. Und da hat sie sich in mich verliebt. Ich bin doch ein ganz hübscher Kerl. Und sie ist die schönste Frau von Rixdorf. Sie wird euch schon gefallen.“

„Aber eine Witwe!“ warf Frau Knorred ein. „Sie hat wohl gar Kinder!“

„Gewiß!“ erwiderte Hugo. „Zwei kleine reizende Mädchen. Ich verwalte ihr Vermögen. Das versteht sie nämlich nicht.“

„Wieviel hat sie denn?“ fragte die Mutter eifrig.
„Sieben Millionen!“ sprach Hugo, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Jetzt wird mir's aber doch zu bunt!“ rief August Knorred und ging zu Bett.

Hedwig erinnerte ihn an die dreißig Mark, die sie bei Franz Wiegelt bezahlt hatte. Hugo gab ihr sofort einen Hundertmarktschein. Die andern drei aber saßen noch lange auf. Hugo, der den Sekt fast allein austrinken mußte, befand sich als glücklicher Millionenbräutigam in einer seligen Stimmung. Daß seine Braut früher beim Theater gewesen war, erzählte er nicht. Am Weihnachtsmorgen saß August Knorred auf dem Sofa, den rostigen Zylinder auf der Nase, und studierte Hugos Artikel. Und je weiter er las, um so aufmerksamer wurde er. Manche Sätze waren ihm rein aus der Seele geschrieben. Aber Hugo mußte trotzdem der Kopf zurechtgesetzt werden. Das bißchen Zeitungsschreiben war keine Beschäftigung für einen gesunden und starken Menschen. Das konnte er so nebenbei machen.

Und als Hugo endlich aufstand, verließ ihn August Knorred tüchtig die Leviten wegen des Studierens, das er vernachlässigt hatte, und wegen der Siebenmillionsbraut, an die er nicht glaubte. Hugo ließ ihn ruhig reden und stopfte die süßen Streuselkuchenstreifen in sich hinein. Dann stand er auf, zündete sich eine Zigarette an, klopfte seinem Vater auf die Schulter und sah ihn liebevoll an.

„Lieber, alter Herr!“ tröstete er ihn. „Du lebst dein Leben, ich lebe mein Leben! Es lebe das Leben!“

„Was sollen die Klausen!“ fuhr ihn der Vater unwirsch an.

„Das heißt: du bist ein Landmensch, und ich bin ein Stadtmensch. Punktum! Und das Geld, das du für mich ausgegeben hast, kriegst du auf Heller und Pfennig zurück. Ich bin eben ein Glückspilz. Karl Jdurotschin wollte mir auch hunderttausend schenken.“

„Aber du hast ja nichts gelernt!“ rief August Knorred, der sich vergeblich bemühte, seine Unsicherheit zu verbergen.

„Die beste Universität ist das Leben!“ sprach Hugo sehr hoheitsvoll und nahm den Hut.

„Du vergißt wohl, daß ich dein Vater bin!“ brummte August Knorred vor sich hin und vertiefte sich wieder in seine Zeitungen.

Hugo schritt über den Hof, um sich dem Baron vorzustellen. Doch der war schon lange aufgestanden und machte einen Marsch über die Felder. Da spazierte Hugo ins Dorf hinein, übersah vornehm Franz Wiegelts Kretscham und traf Moritz Gassel gerade beim Frühstück.

Nach einer kurzen herzlichen Begrüßung legte sich Hugo lang aufs Sofa und gähnte. Moritz Gassel spülte den Kaffeetopf aus und steckte sich eine Zigarette an, die ihm Hugo großmütig anbot.

„Sie führen doch ein ganz miserables Leben!“ sprach Hugo herablassend.

„Wie so?“ fragte Moritz Gassel ehrlich verblüfft, als fiele er aus allen Wolken.

„Na, so als Dorfschulmeister!“ fuhr Hugo fort und blies Rauchringel in die Luft. „Unfrei nach jeder Richtung hin, Hungergehalt und so weiter. Kommen Sie mit nach Berlin. Da ist man wahrhaft frei. Da ist man eine Individualität. Man taucht im Strome des Lebens unter.“

„Daß mich der Affe lause!“ rief Moritz Gassel lachend. „Ich will aber nicht untertauchen. Und mit den Gentilissen der Großstadt bleiben Sie mit vom Leibe. Die kenne ich von Breslau her!“

„Breslau ist ein polnisches Dorf!“

„An welcher Zeitung sind Sie denn eigentlich?“ fragte Moritz Gassel, um das Gespräch auf ein erquicklicheres Thema zu lenken.

„Die A.-Zeitung!“ erwiderte Hugo gelassen.

„Was?“ rief Moritz Gassel entsetzt. „Bei diesem konservativen Blatte? Sie mit Ihrem Individualismus? Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut.“

„Was haben Sie gegen die Konservativen?“ wies ihn Hugo zurück und setzte sich auf. „Das ist die einzige Partei, die den Individualismus achtet. Es ist die einzige Partei, die kein Zukunftsprogramm hat. Alle andern Parteien haben sich durch solch ein blödsinniges Fortschrittsprogramm festgeritten. Es sind samt und sonders Doktrinäre. Es ist die Doktrin der Masse, die bekanntlich immer idiotisch ist. Nur die konservative Partei hat sich von dieser Verblödung frei-

gehalten. Hier nur sind Individuen möglich. Nur in dieser Richtung zeigt sich die wahre Freiheit!“

Moritz Gassel saß mit offenem Munde da.

„Sehen Sie das nicht ein?“ rief Hugo ärgerlich.

„Das wohl!“ erwiderte Moritz Gassel. „Wenn man's von der Seite ansieht. Aber dann steht alles auf dem Kopfe.“

„Die Welt ist rund!“ dekretierte Hugo, erhob sich, warf seinen Bets über und ließ sich von Moritz Gassel zum Baron begleiten, mit dem er den ganzen Nachmittag diese hochpolitischen Dinge weiter traktierte. Doch hier hatte er einen schwerkeren Standpunkt, denn Fritz von Winkelberg kannte die Welt und war nicht so naiv wie Moritz Gassel, der bald in seine Klausen zurückkehrte und die Lehrbücher für die zweite Prüfung hervorholte.

Am nächsten Morgen fuhr Hugo wieder nach Berlin zu seiner Siebenmillionsbraut, deren Vermögen er verwalteten mußte. Länger als drei Tage wagte er sie nicht allein zu lassen.

Drei Tage vor Neujahr kam der alte Abraham aus Sulitsch nach Brißkawe und meldete elf Schützen an. Mehr hatte er nicht zusammentrommeln können. Auch an den Kreischulinspektor Doktor Schriffel hatte er gedacht, ihn aber wieder von der Liste abgesetzt, weil er doch nur daneben traf.

„Noch nicht genug?“ fragte der Baron seinen Inspektor.

„Dreißig müssen es mindestens sein!“ gab August Knorred zurück, und der Förster, der diesmal mitgekommen war, bestätigte es durch Kopfnicken.

„Laden Sie die Bauern ein!“ schlug der Baron vor. „Wer sich einen Jagdschein kaufen kann und eine Kinte hat, mag mitgehen.“

„Herr Baron!“ warf der Förster ein. „Wenn das nur gut abläuft.“

„Wissen Sie einen andern Ausweg?“

Karl Ruppert, der Grünrod, schüttelte den Kopf. Auch August Knorred hat schwere Bedenken, alle Bauern, ohne Ausnahme, zur Treibjagd einzuladen.

„Welche befehlen der Herr Baron?“ fragte er.

„Alle!“ erwiderte Fritz von Winkelberg. „Je mehr kommen, desto besser. Damit wir endlich von dieser Landplage befreit werden.“

Zwei Tage vor Beginn der Schonzeit traten die Schützen und Treiber auf dem Gutshofe zusammen. Und dann knallte es auf den Brißkauer Feldern, als wären die Patronen überhaupt nichts wert. August Knorred und Karl Ruppert führten die beiden Flügel der Schlachtordnung, die sich vorsichtig und leise um jeden Kessel zusammenschlossen. Auf fünf Treiber kam immer ein Schütze. Zuerst wurde mancher Fehlschuß getan. Aber gegen Mittag, als die Felder im Südbrevier eingekreist wurden, gelang es keluem Hasen mehr durchzubrechen. Der alte Abraham fuhr mit einem großen Schlitten hinterdrein und lud die Beute auf. Sechsmal mußte er nach Brißkawe zurück, um den Schlitten zu leeren. Am Abend gab's im Kretscham ein großes Jägeressen. König war Christian Reuschel, der Müller, der allein dreißig Langohren das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Und dabei hatte er nur neunzig Patronen verknallt. Franz Wiegelt hatte es sogar bis auf hundert gebracht. Dafür hatte er aber dreizehn ganze Hasen getroffen, von denen über die Hälfte nur krank geschossen und von den Treibern mit dem Knüttel totgeschlagen worden war. Doktor Welschowsky hatte einen Gutsknecht angeknallt und verband die leichte Wunde am Arm mit einem Zwanzigmarskwein. Die Bauern ließen ihren Baron hochleben und zeigten auf seine Kosten. Als er heimging, gerieten Christian Reuschel, der sich auf seine Schussfertigkeit nicht wenig zugute tat, und Karl Ruppert, der Förster, aneinander, und August Knorred hatte Mühe, Frieden zu stiften. Auch Moritz Gassel, der zwanzig Hasen geschossen hatte, für einen Schulmeister eine ganz achtungswerte Leistung, ging bald nach Hause. Am nächsten Tage fuhr der alte Abraham mit sechs Schlitten voll Hasen nach Sulitsch. Die Preise hatten sich schon wieder angezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Pflanzenkult am Johannistag.

Zum 24. Juni.

Von Friedrich Spreen.

Mittsommertag ist's! Die Sonne hat ihren höchsten Stand erreicht, und die Natur prangt in üppiger Schönheit. Nicht wölft sich das Dach des Waldes, der grüne Teppich in Feld und Flur,

in Hain und Garten ist mit einer verschwenderischen Fülle der prächtigsten Blumen und Blüten durchwirkt, und allüberall begegnet unser Auge vollen Formen, fatten Farben, reizender Schönheit. Kein Wunder, daß an diesem Tage die grüne und blühende Natur von jeher eine hochbedeutende Rolle spielte. Man schmückte Haus und Hof, Stube und Kammer mit duftenden Blumen und frischgrünen Zweigen; Laub- und Blumengewinde wurden von einem Haus zum anderen quer über die Straße gezogen und an ihnen Kränze und Kronen befestigt. Vielfach wurden auch an den Haustüren grüne Reibenbäumchen gesetzt, ja, hier und da errichtete man vor den Häusern sogar kleine Lauben, und während die Erwachsenen sich's in ihnen bei Speise und Trank wohl sein ließen, gaben sich die Kinder fröhlichen Spielen hin.

In den meisten Gegenden unseres Vaterlandes sind ja diese schönen Bräuche der Vergessenheit anheim gefallen, aber vereinzelt treifen wir sie doch noch an und dann ist nicht nur der Brauch, sondern auch sein tieferer Sinn im Volksbewußtsein lebendig geblieben. So werden noch heute in manchen Gegenden Schleifens Blumengewinde, namentlich am Anfange eines Dorfes quer über die Straße gespannt, damit „kein böser Geist einziehe“, und in den Rosen-, Feld- oder Wiesenblumenzügen, welche man in der Rhön und im bairischen Wald mit einem frommen Spruche über dem Hostor, über Haus- und Stalltüren aufhängt, darf keinesfalls das zauberkräftige Johanniskraut (*Hypericum perforatum*) fehlen; denn

„Hartheu (Johanniskraut) und weiße Heide
Thun dem Teufel vieles Leid.“

Wollen wir diesen Brauch recht verstehen, so müssen wir zurückblicken in die graue Vorzeit älterer Völker. Die kürzeste Nacht und vor allem der ihr folgende längste Tag des Jahres ist unseren Vorfahren seit unendlichen Zeiten bedeutsam gewesen; man dachte sich die Götter der Erde und den Menschen besonders nahe, die Welt war voll von übernatürlichen Mächten und Kräften, voll des Außerordentlichen, Segensreichen, Unheimlichen. Das Wasser gewann heilende Kraft, die Walderde ließ Zauberkräuter und Pflanzen der Volksmedizin hervorsprossen, Blumen und Wurzeln, deren Besitz übermenschliche Kraft verlieh, wurden gesucht und von Künzlingen oder Glücksfindern gefunden. Man schnitt die Wünschelrute, vergrabene Schätze „blähten“, d. h. sie zeigten sich an, indem sie sich hoben und wie Flammen glühten, und die Gabe, in die Zukunft zu schauen, ward jedem zuteil, der auf die vom Verkommen angeordnete Weise nach ihr strebte. Daneben galt es aber auch, sich gegen allerlei krankheitsbringende und schädigende Dämonen, die ebenfalls in dieser Zeit ihr Wesen trieben, zu schützen, und dies geschah unter anderem durch Blumen und Kräuter, denen die Götter schützende Kräfte verliehen hatten.

Im höchsten Ansehen stand, wie schon erwähnt, das Johanniskraut. „Es heilte Krankheiten, es vertreibt böse Geister, es schirmt im Kriege, es fette.“ Schon in heidnisch-germanischer Zeit wurde es viel gebraucht. Mit ihm schmückten unsere Vorfahren zum Mittsommertage Götterbilder und Opfertiere, und im Mittelalter galt es als Hauptmittel gegen bösen Zauber, gegen Unholde, Hexen und selbst den Teufel, weshalb es denn auch *Fuga daemonum*, *Teufelsflucht*, *Teufelsfuchtel*, *Heuch* oder *Jageteufel* genannt wurde. Schmückt man am Johannistage mit ihm Haus und Hof, so war man gefeit gegen allen bösen Zauber, gleichzeitig war es aber auch ein wirksamer Schutz gegen Wetter- und Feuerchäden. In der Gegend hörte man wohl heute noch von alten Leuten bei heftigen Gewittern sagen:

„Nimm denn keine alle Fraue,
Die kann plücken Gartenraue,
Set sich det Gewitter stau.“

Seine wunderbaren Kräfte verdankte es dem Blute des guten, fremdlichen Lichtgottes Baldr, dem es nach heidnisch-germanischem Glauben entsprossen. Die christliche Legende hat natürlich für Baldr einen ihrer Heiligen eingesetzt und erzählt, das Kraut sei dem Blute Johannes des Täufers zu danken.

Eine wichtige Pflanze des Johannistages ist auch der Weifuß (*Artemisia vulgaris*). „Wer Weifuß im Hause hat, dem mag der Teufel nicht schaden“, schreibt Grimm in seiner „Mythologie“. „Nimmt die Pflanze über dem Thor, so ist das Haus gesichert vor dem Einschlüpfen böser Geister und gegen Feuergefahr. Man gärtet sich mit Weifuß und wirft ihn am Johannistage unter Sprüchen und Reimen ins Feuer, daher hat die Pflanze auch den Namen Johanniskraut oder Sonnwendkraut erhalten.“

Neben Johanniskraut und Weifuß fehlen auch die gelben Blüten der Arnika und die grünen Blätter des Farnkrautes nie in den zu Schutz und Bier aufgehängten Kränzen, da auch diesen beiden Pflanzen schützende Kraft innewohnte. Gleichzeitig konnten sie, auf die rechte Weise gesammelt, ihrem Besitzer zu unermeßlichem Reichtum verhelfen. Mit dem am Johannistage gepflückten Arnikablüten konnte man, nach einer Sage des Fichtelgebirges, die Schapklammern des Ochsenkopfes öffnen, und der Same des Farnkrautes zeigte seinem glücklichen Besitzer in der Johannis-mitternacht Goldadern und vergrabene Schätze an, verschaffte ihm Glück im Spiel, brachte ihm Erfüllung aller seiner Wünsche und machte ihn vor allem unsichtbar. Zahlreiche Geschichten gehen davon im Volksmunde um.

Wie tief solcher Johanniskrautglaube noch heute im Volke wurzelt, selbst in unseren Großstädten, dafür bietet das Johannishändchen,

die handförmige Wurzelknolle des gefleckten Knabenkrautes (*Orchis maculata*), einen schlagenden Beweis. Von jeher schrieb man ihr, wohl wegen der eigenartigen Gestalt, heil- und zauberkräftige Wirkungen zu, und noch heute wird auf den Blumenmärkten, die alljährlich am Johannistage vor den Leipziger Friedhöfen abgehalten werden, ein schwungvoller Handel mit ihr getrieben. Glück im Spiel und Geld im Kbeutel soll der jederzeit haben, der sie bei sich trägt.

Seit alter Zeit war der Johannistag auch einer der wichtigsten „Los- oder Lurtag“ aller Heiratslustigen, und mehr als an jedem anderen Tage lebte man sich an ihm der grünen und blühenden Pflanzenwelt, um der Zukunft Schleier zu lüften. Schweigend wird um die Stunde der Mitternacht Johanniskraut gepflückt, in das Wasser gestreut und aus dem Blähen oder Wellen der Stengel geschloffen, ob bald ein Freier nahe oder nicht. Anderenorts wird beim ersten Hahnenkriech eine fette Henne (*Sedum telephium*) geholt und am folgenden Mittag unter einen Kreuzbalken gesteckt. Bleibt sie hier zwölf Stunden lang frisch, so steht eine fröhliche Hochzeit nahe bevor.

Um zu erfahren, wieviel Jahre noch bis zur Eheschließung vergehen, pflücken die Mädchen des Vogtanbes in der Mittagsstunde des Johannistages neuerlei Blumen, unter denen Storchschnabel, Feldraute und Weide nicht fehlen dürfen, flechten daraus einen Kranz und umwinden ihn mit einem Faden, den die Binderinnen selbst, und zwar in der nämlichen Stunde, gesponnen haben. Dann werfen sie den Kranz rückwärts auf einen Baum. So oft er geworfen wird, ohne hängen zu bleiben, so viele Jahre bleibt das Mädchen noch ledig.

Sehr zahlreich sind die geheimnisvollen Bräuche, durch welche man das Bild des Geliebten im Traume zu erblicken hofft. Bald ist es Johanniskraut, bald Weifuß, bald vierblättriger Klee, bald Sumpfergheminnicht, bald ein am Abend vor Johanni aus neuerlei Blumen gewandener Kranz, der unter das Kopfkissen gelegt wird, und von dem man sich wunderbare Wirkungen verspricht. Will das Mädchen den zukünftigen Gatten in lebhafter Gestalt erblicken — selbst dies ist in der geheimnisvollen Johannismacht möglich — so sät es in der Stunde der Mitternacht in Dorf oder Garten Hauf, indem es spricht:

Hansfamen, ich säe dich,
Hansfamen, ich behade dich,
Und wer mein Herzliebster ist,
Komm' hinter mir und mähe dich.“

Anderer gehen rückwärts in den Garten und pflücken schweigend eine Rose, legen sie in einen Bogen reines Papier und nehmen sie erst zu Weihnachten wieder heraus. Sie schmücken mit ihr, die noch so frisch wie im Juni sein wird, ihre Brust, und der Rechte wird dann kommen, sie sich zu erbitten. Im Brandenburgischen wunden die Mädchen in der Nacht einen Kranz aus Kleeblättern (*Galium*), während sie dreimal das Haus umschreiten und sprechen:

Kleeblättern, ich wunde dich,
Schätzchen, empfinde dich,
Wenn du willst der Meine sein,
Komm vor meinen Augenstern.“

Natürlich erscheint dann der Ersuchte; nur muß sich das Mädchen beeilen, den Kranz nach dem dritten Umlauf fertig zu haben, da es sonst bedenklich erkranken würde.

Schließlich wirken, ein Trost für alle unglücklich Liebenden, verschiedene Pflanzen in der Johannismacht besonders liebeszauberkräftig. Zweiblättriger Klee, am Sonnwendabend während des Ave-Maria-Gäutens gepflückt, verhilft zu baldiger Heirat. Unwiderstehlich macht ein frisch gebrochenes Straußchen Johanniskraut oder eine am Johannistag vor Sonnenaufgang gegrabene Wurzel des Farnfingerkrautes (*Potentilla*), und als wunderwirkender Liebestrank wird Honig, gemischt mit dem Saft des Eisenkrautes (*Verbena*) empfohlen.

Zum Schluß sei noch eines Brauches gedacht, des schönsten und sinnigsten des Mittsommertages, der Schmückung der Gräber. Zu Tausenden wallfahrten am Johannistage die Menschen hinaus zu den stillen Stätten, um an den Gräbern ihrer Lieben Blumen und Kränze niederzulegen, und nicht selten gleichen die Friedhöfe in diesen Tagen wahren Blumenhainen, wahren Rosengärten. Strauch an Strauch, Busch an Busch glähen und blähen die Rosen, die der Liebe Hand um die stillen Stätten pflanzte, dicht umranken sie schlichte Steine und stolze Monumente, und in verschwenderischer Fülle sind sie dahingestrent über die grünen Hügel.

Diese schöne Sitte ist aber bei weitem nicht so alt wie die anderen Bräuche des Johannistages, bei welchen die Pflanzenwelt eine bedeutsame Rolle spielt; sie läßt sich erst im vorigen Jahrhundert nachweisen, und die Stadt Leipzig darf sich rühmen, diesen aus dem tiefen und innigen Gemütsleben des deutschen Volkes entsprungenen Brauch zuerst geübt zu haben. Von Leipzig aus hat er sich aber rasch verbreitet, und heute ist wohl kein Ort, an dem man nicht in treuer Liebe der Toten gedächte und ihre Ruhestätte mit frischen Blumen schmückte.

Ein Fisch als Kapitän.

Aus der „Flottenkunst der Tiere“ erzählt Wilhelm Bölsche in einer fesselnden naturwissenschaftlichen Blauderei, die er in nächster Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart

erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ veröffentlicht, ein sehr merkwürdiges Beispiel. Er weist darauf hin, daß es Tiere gibt, die sich durchaus nicht darauf beschränken, im „Selbstschiff“ zu fahren, d. h. mit ihrem eigenen angewachsenen Apparat, sondern daß unter Umständen ein Tier vergnügtlich im fremden Schifflein sitzt und es als Kapitän lenkt. Unmittelbar beobachtet wurde dieser Fall von einem unserer besten neueren Beobachter, Richard Semon. Auf den Korallenbänken der Sundainel Ambon verlor er eine prächtige Qualle lebend mit einem eingetauchten Glaße zu erwischen. Immer wieder mißlang es, denn die Qualle wich in sehr geschickten selbständigen Bewegungen aus. Solches raffinierte, auf starke Intelligenzleistung deutende Verhalten erschien ihm bei einer Qualle durchaus ungewöhnlich, ja unmöglich. Und wie erkannte der Forscher, als er wirklich feststellen konnte, daß in diesem Falle die dünne Qualle in der Tat einen klugen Kapitän hatte, der sich in ihrem lebenden Kristallschiff verbergte. Es war auch diesmal ein kleiner Fisch vom Makrelenschlago, der gewohnheitsmäßig in solchen Quallen hauste. Noch in dem Eimer, in den Semon seine endlich gefangene Qualle gesetzt hatte, trieb der verwegene kleine Kapitän seine Arbeit unermüdet weiter, indem er sein lebendiges Boot durch fortgesetzte zielbewusste Stöße in bestimmter Richtung fortzutreiben suchte und zu unausgesetztem Umrundswimmen zwang — natürlich in dem ungeringen Raum ohne jeden Erfolg. Wehlicher Fischbrauch, gerade in den schwimmenden Glaspalästen der Quallen zu leben, ist auch sonst vielfältig beobachtet worden. Der Fisch findet in diesem Falle nicht bloß ein fremdes Schiff, sondern er fährt auch in einem guten Kriegsschiff zugleich: die Qualle fährt nämlich furchtbare Kesselorgane, wahre Giftbomben, die im Wasser jeden tierischen Angreifer böse abfallen lassen. Der Fisch selber aber wird von dieser Quallenbatterie nicht geschädigt. Nach gangbarer Ansicht ist auch das stumme Geistesleben solcher Quallen doch immer noch empfindlich genug gewesen, um sich einem solchen Genossenschaftsmitglied vor offenkundigem Vorteil nicht zu verschließen: sie schont den fremden Invasoren, eben weil er sich in Gefahr als intelligenter Steuermann erweist. Andere Meinung vertritt allerdings, daß diese Quallenkapitäne einfach selber gegen das brennende Quallengift „immun“ geworden seien, es nicht mehr fühlten. Ihre Vorfahren sollen trotz der Batterie so manches Quallenschiff im Sturm genommen und ausgekostet haben, und dabei wären sie als Piraten durch die Ernährung von Quallenfleisch schließlich ganz giftig geworden wie der hölzerne Siegfried der Sage, der sich mit Draconstein salzte. Daß ja Tiere gelegentlich in dieser Weise wirklich immun werden, zeigen unsere Schmetterlingsraupen des Abniral und kleinen Fuchs, die gewohnheitsmäßig ganz armütlich die Blätter der Brennnessel abweiden. Wer aber nun recht habe in der Deutung: das gewalttätige Auskosten solches Quallenschiffs ist jedenfalls an sich wieder interessant. Wir alle haben von Mändhausens armen Fiedl vernommen, in das sich ein Wärsch; als er es ganz gefressen, sah er selber an Drechsel und Riemen, und Mändhausen futscherte vergnügt mit ihm heim. Fast so geht es bei gewissen kleinen Krebschen des Ozeans aus der Gruppe der hübschen Möbkröte. Ihre Weibchen fallen als böse Piraten über die stierischen glashellen Schifflein her, die sich gewisse andere Seetiere aus der weit entfernten Gruppe der Manteltiere (Luminalen), die in diesem an Würmer, in manchem sogar an niedrigste Wirbeltiere erinnern, greiffen haben. Indem sie die berechtigten Invasoren herausstreifen, bleibt von dem fremden Schifflein nur ein hohles schwimmendes Tönnchen übrig, dessen durchscheinende Wand ausgepart nach dem Brauch dieser Manteltiere auch noch aus der sonst nur im Pflanzenreich üblichen Zellulose, also aus regelrechtem Holzstoff besteht. In diesem Holzstäblein als Fremdschiff aber sitzt jetzt wirklich beinahe wie Mändhausens Wärsch der Fresser selber, der Krebs. Hier erlebt er Mutterfreuden. Und da der alte Bewegungsapparat des Schiffes geschwunden ist, muß er es fernerhin selber lenken; so reißt er sein hinteres Leibeshäutchen vorwärts aus dem vorne festgehaltenen schwimmenden Haß hervor und rudert sich und seine Röhrentube geschickt, wohin er will. Daß er dabei unter falscher Klage segelt, Krebsinhalt im Manteltierschiff, das macht ihm so wenig aus, wie dem Schiffshalter daran liegt, was für Farben über seinem Menschenschiff wehen. Wie wenig aber fehlt bei dem Tier, das sein hölzernes Fremdschiff nicht nur selbsttätig lenkt, sondern auch selber sich zum bequemen Sitzraum geholt hat, bis zum „Einbaum“ des Menschen?

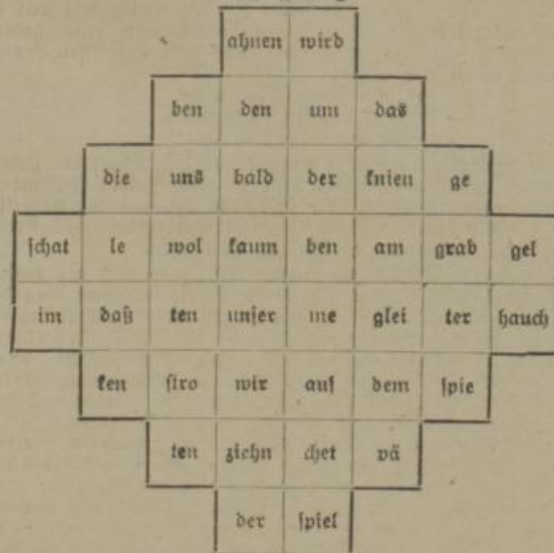
Vermischtes.

* Röntgenstrahlen gegen Heuschnupfen. Der Heuschnupfen gehört zu den zwar nicht unheilbaren, aber doch schwer beeinflussbaren Krankheiten, für die eine Anzahl von Kuren und Medikamenten angegeben worden sind, ohne daß diese in den meisten Fällen ihr Ziel erreicht hätten. Als neuestes therapeutisches Mittel gegen das lästige Leiden werden jetzt von Dr. Karl Schmidt-Dalberstadt die Röntgenstrahlen in der Münchener medizinischen Wochenschrift empfohlen. Ausgehend von der Erfahrung, daß die Bestrahlung auf gewisse juckende Hautkrankheiten lindernd einwirkt, behandelte der genannte Arzt, der selbst an schweren Heuschnupfen litt, sich mit Röntgenstrahlen. Die

Wirkung war derart, daß der Juckreiz, der schon seit einigen Tagen bestand, alsbald fast völlig verschwand. Auch bei anderen Heuschnupfenkranken ließen sich ähnliche Erfolge erzielen. Ob es sich wirklich um Dauererfolge handelt, muß erst die Zukunft entscheiden. Jedenfalls fühlen sich die Kranken infolge der Beruhigung des Juckreizes erheblich gebessert. Es empfiehlt sich nach Ausbruch der Krankheit, zwei Bestrahlungen in 14tägigen Abständen vorzunehmen. Die Behandlung ist keine spezifische, die sich gegen die Ursachen des Heuschnupfens wendet, sondern eine rein symptomatische, welche die Erscheinungen bekämpft.

* Ein automatisches Mädchen für alles. Aus Amerika kommt die Nachricht von einem merkwürdigen Apparate, der kürzlich dort erfinden worden ist. Er besteht aus einem länglichen Mahagonikasten, der auf drei Metallrädern läuft, zwei vorn und einem hinten, und der einen Elektromotor, eine Speicherbatterie, zwei Seleniumzellen, zwei Relais und zwei Solenoid-Magneten enthält. An der Stirnseite trägt er zwei große, gewölbte Fenestangen. Wenn man nun den Motor andreht und mit einem Lichte vor dem Apparate hergeht, so folgt er seinem Führer, wendet sich dieser links, so dreht auch er sich links, geht er nach rechts, so folgt er ihm gleichfalls. Das Geheimnis des Vorganges erklärt sich aus den beiden Seleniumzellen. Wird das Licht nach links bewegt, so wird die linke Zelle durch die linke Linse hindurch mehr belichtet und infolgedessen mehr gereizt als die rechte; sie gestattet auf diese Weise der Speicherbatterie, mehr Strom in den linken Magneten fließen zu lassen, der dann das Hinterrad links herumdreht und den Apparat nach dieser Richtung lenkt. Die entgegengesetzte Wirkung wird erzielt, wenn das rechte Auge belichtet wird. Wird der Umschaltelhebel herumgeworfen, so läuft der Apparat mit der gleichen Hysterie rechts oder links rückwärts. Von diesem Apparate will man sich nun wahre Wunderthaten versprechen. Wie prächtige Dienste kann er nicht z. B. beim Großreinemachen leisten! Es wird ihm einfach eine walzenförmige Bürste und dahinter ein Nord angehängt, dann turbelt die Dame vom Hause seinen Motor an, belichtet ihn mit einer Taschenlampe, leitet ihn wohin sie will, schaltet um und hat in drei Minuten den größten Smyrnatteppich gereinigt. Auch beim Nähen kann er sich nützlich machen. Eins seiner Räder wird gegen ein Zahnrad ausgetauscht, das mit dem Treibriemen der Nähmaschine verbunden wird; der Apparat wird ebenfalls durch eine Taschenlampe in Betrieb gesetzt. Derzeit einmal Mädchenmangel, so wird auf dem Universalapparat einfach ein Tisch montiert, der die Gerichte aus der Küche nach dem Speisezimmer ziehen und die gebrauchten Teller und Besteck zur Küchenvorbereitung in die Küche in Empfang nehmen kann. Am zukunftsreichsten scheint aber seine Verwendung als Volant. Er wird zu diesem Zwecke auf einen Tisch gestellt, mit einer Glocke verbunden und, wenn möglich, auch mit einem photographischen Apparat und einem Revolver ausgerüstet. Betritt nun ein Eindringling den Raum und leuchtet mit seiner Blendlampe umher, so trifft er unfehlbar die Glasaugen des im Dunkel lauerten Ungetüms, die Glocke ertönt, der Revolver geht los, der Apparat nimmt sein Bild auf und . . . die Folgen sind gar nicht auswendig.

Rösselsprung.



Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Zitatensrätsels in voriger Nummer:
Nimm Rat von Allen, aber spar' dein Urteil.